

und Ringen pausieren, sich selbst bremsen, zur Besinnung kommen, weil dieses nicht nur Ordnung und Uebersicht schafft, sondern ihnen neue Arbeitskraft und -Freudigkeit gibt und ihre seelische und geistige Stoßkraft vergrößert. Wer noch ein übriges bei der gleichen Gelegenheit tun will, wird auch noch sein Verhältnis zu seinen Mitarbeitern prüfen, um sich darüber Rechenschaft zu leisten, ob die Einstellung zu dem einzelnen wirklich richtig ist, oder ob sie im Geschäftsinteresse und in demjenigen der angenehmen und reibungslosen Zusammenarbeit geändert werden soll.

Wichtig ist es jedoch, daß solche Revisionen, ganz gleich, ob sie von dem Abteilungschef oder von der ersten Stelle ausgehen, in aller Ruhe und Sachlichkeit vorgenommen werden, besonders wenn sie sich auf den ganzen Betrieb beziehen sollen. Niemals darf eine solche Revision der Ausfluß einer verärgerten Stimmung sein und sollte deshalb nicht gerade erst dann vorgenommen werden, wenn ein besonders unangenehmer, verlustbringender Fall dazu Anlaß

gibt. Auch das Maß des Tadels, der hier und dort gelegentlich der Revision notwendig werden sollte, muß sehr gut, d. h. kühl und sachlich erwogen werden. Denn schließlich beweist ja schon der oben geschilderte Begriff der „Selbstrevision“ die Tatsache, daß wir alle Menschen sind, und so ist in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen anzunehmen, daß ein in seinen Arbeitsmethoden revidierter Angestellter nach der Revision besser „funktioniert“ und, wenn es bis dahin nicht der Fall gewesen ist, auch mehr Initiative durch eigene Vorschläge zeigen wird. Bringt aber die Revision gewisse, von dem Angestellten selbst eingeführte gute Methoden den höheren Instanzen erst zur Kenntnis, so soll mit einer entsprechenden Anerkennung nicht zurückgehalten werden. Alles in allem genommen kann eine organisatorisch und geschäftspsychologisch durchgeführte Revision schließlich auch den Gemeinschaftsgeist unter den Angestellten sowie das Verhältnis zur Geschäftsleitung verbessern.

Schönheit des Ornaments und Schönheit der technischen Form

Von Alfred Rohde (Hamburg).

Künstlerische Ausstattung der wissenschaftlichen Instrumente schien der Zeit bis ins 18. Jahrhundert selbstverständliche Forderung, jede freie Fläche wurde Träger ornamentaler Schmuckformen, man fühlt überall den inneren Kontakt zwischen Werkstoff und menschlicher Hand, die Natur des Materials und des Arbeitsgerätes sind die Grundlagen künstlerischer Formgestaltung. Das Lineal ist an sich nur an die gerade Linie gebunden, der einfache Greifzirkel an zwei gleiche Schenkel, die sich um einen gemeinsamen Kopf drehen. Mit diesen Voraussetzungen, Grundlagen des reinen Nutzzweckes, kam der Wissenschaftler, der sich ihrer bediente, vollauf aus. Aber mit seinen Forderungen verbanden sich die Forderungen des Künstlers nach schöner Gestaltung. Am reinsten hat diese Verbindung von wissenschaftlicher Gebrauchsfähigkeit und künstlerischer Form die Renaissance gestaltet. Einfache Instrumente, wie ein Zirkel von Christoph Trechsler der einer bekannten Dresdener Büchsenmacherfamilie angehörte, oder das in seiner Ornamentik überaus feine Richtgerät aus der Zeit um 1600 (Abb. 1), zeigen aufs eindeutigste diese harmonische Verbindung.

Der Gegensatz des alten und des modernen Instrumentes beruht auf dem Gegensatz von Schönheit des Ornaments und Schönheit der technischen Form. Eine im September in Hamburg veranstaltete Ausstellung für Landesvermessung bot Gelegenheit, die alten historischen Vermessungsgeräte des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe modernen Apparaten gegenüberzustellen, eine Zusammenstellung, die deshalb auch für außerhalb dieses Fachgebietes stehende so außerordentlich instruktiv war, weil sie, wie selten eine, das Wesen des Neuen dem Wesen des Alten entgegensetzte.

Das geodätische Interesse erwachte mit der Renaissance. Die Tat des französischen Arztes Jean Fernel, der um 1525 den Weg von Paris nach Amiens maß, wobei sein Meßapparat eine bestimmte Strecke des zurückgelegten Weges durch ein Glockenzeichen anzeigte, mag noch als Sensation erschienen sein, sie ist aber der Auftakt zu den großen Vermessungen der Folgezeit gewesen. Wirklich produktiv gestaltete sich die Idee des Wegemessens, als im Laufe des 16. Jahrhunderts deutsche Fürsten ihre Länder kartographisch aufnehmen ließen und man hierbei aus praktischen Gründen Apparate suchte, die die Messungen mechanisierten. Im Zusammenhang mit diesen kartographischen Vermessungen

fanden Aufnahmen großen Stiles statt, so in Bayern durch die Apiane, in Sachsen durch Kurfürst August, der einen ganzen Gelehrtenstab um sich sammelte.

Konstruktion und Verbesserungen von Schrittmessern oder Schrittzählern¹⁾ standen daher damals im Mittelpunkt des Interesses. Das Dresdener Kunstkammerinventar von 1587 zählt nicht weniger als zwölf Wegmesser auf, von

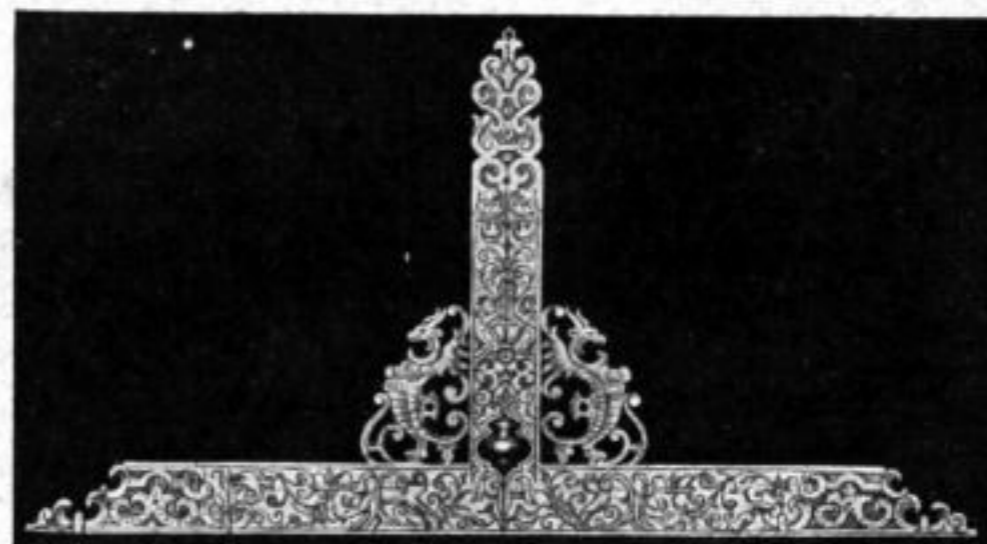


Abb. 1

denen heute noch einige in der reichen Instrumentensammlung des Mathematisch-Physikalischen Salons zu Dresden erhalten sind. Der Gelehrtenstab des Kurfürsten August fand schließlich einen allen damaligen Anforderungen genügenden Typ eines Wegmessers, der auch auf der Hamburger Ausstellung für Landesvermessung durch ein besonders schönes Exemplar vertreten war. Zwar stammt dieses Instrument (Abb. 2 u. 3) nicht aus dem Kreise des sächsischen Herrschers, für den Augsburger Meister wie Schißler, Feyhel, Rückert neben dem Dresdener Trechsler arbeiteten, aber auch dieses ist von einem der bedeutendsten und produktivsten süddeutschen Instrumentenmacher, Erasmus Habermel, der als Instrumentenmacher des Astronomen Tycho de Brahe berühmt geworden ist, für den italienischen Arzt und Gelehrten Dr. Franciscus Paduanus aus Forli hergestellt. Einst in der Sammlung des Palazzo Strozzi zu Florenz, 1585 entstanden, gelangte es durch die Amsterdamer Versteigerung

1) Ausführlich behandelt die Geschichte des Wegmessers Max Engelmann in „Mitteilungen aus sächsischen Kunstsammlungen“, Band VI, 1915, S. 11.